

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 119.

Berlin, Sonnabend den 4. Oktober

1845.

Serbien.

Das jüngste Mitglied der europäischen Staaten-Familie.^{*)}

Ein britischer Reisender, Herr Paton, der vor nicht langer Zeit ein ganz interessantes Werk unter dem Titel: *The Modern Syriaus*, herausgab, hat es jetzt unternommen, das Publikum mit den Zuständen des heutigen Serbiens näher bekannt zu machen, welches Land er, man weiß nicht recht, warum, „das jüngste Mitglied der europäischen Staaten-Familie“ nennt. Denn wenn man auch die frühere Geschichte Serbiens ignoriren will, in der es mehrere Jahrhunderte lang als ein unabhängiger und nicht ganz unbedeutender Staat erscheint, und seine Existenz nur von den Traktaten datirt, die Sultan Mahmud mit dem Fürsten Milosch Obrenowitsch abschloß und in denen die politische Selbständigkeit dieses Landes unter türkischer Hoheit anerkannt wurde, so ist die Unabhängigkeit anderer Staaten, als Griechenlands, der Donaufürstenthümer und selbst des Königreichs Belgien, theils von nicht älterem, theils noch von neuem Ursprunge, und das Epithet des jüngsten unter den europäischen Völkern scheint daher nicht ganz auf Serbien anwendbar. Wir wollen jedoch mit dem Verfasser seines Titels halber nicht weiter rechten, sondern uns lieber zu dem Buche selbst wenden, worin er sich als erfahrener Tourist bewährt und manche nicht unwillkommene Mittheilungen über den Charakter der Serben, ihre Tugenden und Mängel, die äußere Physiognomie des Landes und die geistige Bewegung der Nation zu geben weiß. Nun ist zwar Serbien seit der trefflichen Reisebeschreibung Otto von Pirch's und der historischen Monographie Ranke's den Deutschen wenigstens keine so völlige terra incognita, als einige der englischen Reviewers voraussetzen; es gehört aber auch nicht in die Kategorie solcher Länder, worüber sich nur wenig Neues berichten läßt.

Fast bei keinem europäischen Volke haben sich die patriarchalischen Sitten der Vorzeit in solcher Reinheit erhalten, als unter den Serben. Herr Paton vergleicht sie mit den schottischen Hochländern, wie sie andere Reisende an die Bewohner der schweizerischen Gebirgs-Kantone erinnert haben. „Im Ganzen“, schreibt er, „genießt das serbische Landvolk eines beneidenswerthen Looses. Noth und Armuth sind beinahe unbekannt, da es bei dem Ueberflusse an fruchtbarem Lande nur mäßigen Fleiß erfordert, um sich reichlich mit allen Lebensbedürfnissen zu versorgen. Der Bauer hat keinen anderen Gutsheeren als den Sultan, der nur einen bestimmten Tribut von der serbischen Regierung empfängt, ohne sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. Nach Bezahlung einer Abgabe von höchstens sechs Thalern jährlich, die jeder Familienvater zu entrichten hat, bleibt diesem der ganze Ertrag des von ihm bebauten Grundstücks; in der That sind die Steuern fast nur dem Namen nach vorhanden, da sie nicht mehr als anderthalb Thaler auf den Kopf betragen. Ein großer Theil des Bodens liegt wüst; es wird kaum ein Sechstel oder, wie Andere behaupten, gar nur ein Achtel desselben kultivirt, und man betreibt den Ackerbau in eben so nachlässiger Weise, wie in der Türkei. Der Grund dafür fällt in die Augen: sobald die Production des angebauten Terrains für die Bevölkerung unzureichend ist, hat man nur nöthig, ein anderes, brach liegendes Stück Land auszufuchen, und eine verbesserte Kultur des Bodens wird also erst dann eingeführt werden, wenn die Bevölkerung in dem Maße zunimmt, daß sie die Produktionskräfte des Landes zu erschöpfen droht. Ehe dieser Fall aber eintritt, können höchst wahrscheinlich noch einige Menschenalter vergehen.“

Der Sorge für das tägliche Brod überhoben, die in ganz Europa das Daseyn der arbeitenden Klasse verbittert, giebt sich der Serbe in gemächlicher Ruhe den Genüssen eines patriarchalischen Familienlebens hin. Die Gaf-freiheit, die einen Grundzug des slavischen Volkcharakters bildet, herrscht noch bei ihm in ihrer vollen Kraft, und die Erscheinung eines Reisenden erregt in dieser wenig besuchten Gegend noch immer eine Art Sensation. „Als ich nach der Makaa ging“, erzählt unser Verfasser, „bemerkte ich, daß die gestrige Versammlung fröhlicher Bauern sich vervierfältigt hatte: sie waren alle in ihren Feiertagskleidern und lagen, ein altes Kirchenlied singend, in dichten Haufen auf den Knien längs der Allee, die zu der Dorfkirche führte. Ich sprang zum Pfortchen hinaus und kletterte an den Baumstämmen und Sträuchern in die Höhe, bis ich eine offene Stelle erreichte, von wo ich mit Theil-

nahme und Bewunderung auf das seltene Schauspiel hinabbliebte. Die ganze Schlucht stellte einen grünen Rasenplatz dar, der gleichsam mit einem Teppich von Weiß und Roth — den Lieblingsfarben der serbischen Nationaltracht — bedeckt war. In der spartosen Einsamkeit der mich umgebenden Wälder schien ich einer Versammlung aus den ersten Zeiten des Christenthums beizuwohnen, als in den prächtigen Tempeln der Weibrauch noch zu den Gottheiten des Olymp aufstieg, während man den wahren Gott nur in den Schlupfwinkeln der Raubthiere, in finsternen Höhlen und unterirdischen Grotten anbetete. Nach Beendigung des Gottesdienstes konnte ich die Kleidung der Bauern näher untersuchen: die Frauen trugen ein Obergewand von ungefärbtem Luch, mit rothem Luch von feinerer Qualität besetzt; die Strümpfe gleichen in Farbe und Stoff den persischen, waren aber um die Knöchel mit Gold- und Silberfäden brodirte. Als ich nach dem Mittagmahl in Begleitung der Mönche hin-abstieg, fanden wir den vor kurzem so lebhaften Hofraum einsam und verlassen. „Haben sich die Leute schon alle zerstreut?“ fragte ich. Der Igmuen (Abt) lächelte, ohne mir zu antworten: als ich aber aus der Pforte trat, hielt ich von unwillkürlicher Bewegung ergriffen still. Die Bauern waren alle in zwei Reihen aufgestellt und standen mit unbedecktem Haupt in feierlicher Stille, indem sie ein lebendes Spalier bis zur Brücke bildeten. Der Igmuen gab hierauf das Vergnügen zu erkennen, das mein Besuch ihnen gewährt habe, dankte mir in ihrem Namen und wünschte mir eine glückliche Reise, wobei er sich eines Ausdrucks bediente, den ich schon früher gehört hatte: „Gott sey gelobt, daß Serbien endlich den Tag sieht, wo Fremde aus fernen Ländern kommen, um unser Volk zu sehen und kennen zu lernen.“ — Ich nahm meinen Jes ab und sagte: „Wißt Ihr, Vater Igmuen, was mich hier am meisten erfreut hat? Ich bin mitten unter dem versammelten Volke gewesen, ohne eine Spur von Armuth, Laster oder Elend wahrzunehmen — ein Beweis, daß sowohl die bürgerlichen als geistlichen Behörden ihre Pflicht thun.“ Ein zufriedenes Lächeln zeigte sich auf dem Antlitz des Igmuen's: er hielt dem Volke eine kurze Rede, während ich mein Pferd bestieg, und als ich der Versammlung mit der Hand meinen Abschied zuwinkte, ertönten die Klostersglocken, und ein herzliches: *Sretni put!* (Glückliche Reise!) wurde von tausend Stimmen wiederholt. Die Scene war so rührend, daß ich mich kaum der Thränen enthalten konnte.“

Auch in Serbien beginnt indessen der Kampf des Neuen mit dem Alten; die Gebräuche des Orients treffen hier mit der westeuropäischen Kultur zusammen und theilen sich in zwei getrennte, wenn nicht feindliche Lager. In Belgrad erinnern die handeltreibenden Deutschen, die fremden Konsulate, die in ihren politischen Artikeln so behutsame „Staatszeitung“, die literarische Gesellschaft und ein serbischer *Musen-Almanach*, „die Taube“ genannt, an Europa; im Innern wird man durch das Zigeunerleben der Waldbewohner, die pashagaliche Würde des Natshansik oder Kreishauptmanns, mit seinem Divan, seinem Eschibuk und seinen weiten Beinleitern, durch die gleichgültige Indolenz der Männer und die Sklaverei der Frauen nach dem Orient verfest. Die geringe Achtung, die sie dem weiblichen Geschlechte zollen, giebt dem häuslichen Wesen der Serbier einen etwas zu orientalischen Anstrich, obgleich einzelne, mit ungewöhnlicher Charakterstärke begabte Frauen, wie die berühmte Fürstin Ljubiza (Gemahlin des Milosch), den National-Vorurtheilen zum Troß einen bedeutenden Einfluß auf ihre Landleute erworben haben. „Im Innern des Landes gelten die Frauen durchweg für Geschöpfe einer untergeordneten Klasse, in der Jugend nur zum Spielwerk, im Alter nur zum Krankendienst tauglich. Diese Begriffe scheinen nicht so sehr von dem vierhundertjährigen türkischen Joche herzurühren, als in den slavischen Nationalitäten zu wurzeln, da sie vor wenigen Menschenaltern auch in Rußland vorherrschten. In Belgrad hat man über diesen Punkt bereits die europäischen Ansichten zum Muster genommen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sich diese bald über ganz Serbien verbreiten werden. Der Weiberraub war in früheren Zeiten ein sehr gewöhnliches Ereigniß. Ein Jüngling, dem es nach einer Braut gelüstete, rief seine Gefährten zusammen, überfiel mit ihnen ein Dorf und schleppte ein Mädchen mit sich fort, welches er sich im nächsten Balde von dem ersten besten Priester antrouen ließ. Hierauf begannen die Unterhandlungen mit den Aeltern, die meistens ein erwünschtes Ende nahmen, da das Mädchen nicht selten die heimliche Geliebte ihres Räubers gewesen war und die anderen Dorfbewohner der Familie zuredeten, den Streit in der Güte abzumachen. Waren jedoch die Verwandten entschlossen, es zu einer gerichtlichen Klage kommen zu lassen, so wurde die Braut zuerst befragt, ob sie in die Entführung eingewilligt habe? Bejahte sie dieses, so fand eine allgemeine Versöhnung statt; leugnete sie es aber, so mußten die Räuber eine Geldbuße entrichten.“ Kara-Georg that diesem Un-

^{*)} Servia, the youngest Member of the European Family; or, a Residence in Belgrade, and Travels in the Highlands and Moorlands of the Interior, during the years 1843 and 1844. By A. A. Paton, Esq. London, 1845.

wesen durch eine Proclamation Einhalt, in der er den Urheber einer Entführung mit dem Tode, seine Helfershelfer mit der Bastonnade und den Priester mit der Entsetzung von seinem Amte zu bestrafen drohte."

Diese und ähnliche, einem rohen Volke eigenthümliche Gebräuche sind entweder ganz verschwunden oder kommen doch allmählig in Vergessenheit; andere, die noch heutigen Tages existiren, haben einen mehr idyllischen Charakter. „Am Weihnachten gehen die Bauern in die Wälder, wo jeder von ihnen eine junge Eiche fällt; in der Dämmerung kehrt er nach Hause zurück und begrüßt bei seinem Eintritt die Familie mit den Worten: „Ein glücklicher Weihnachts-Abend unserem Hause!“ Einer aus der Familie schüttet dann einige Weizenkörner auf den Boden und antwortet: „Heil Dir, unserem glücklichen und verehrten Vater!“ Die Hausfrau legt die junge Eiche auf das Feuer, in welches man einige Rüsse und etwas Stroh hineinwirft, und der Abend schließt mit fröhlichen Spielen. Am folgenden Tage versammelt sich die Familie nach dem Gottesdienste mit brennenden Lichtern in der Hand um den Tisch und ruft mit lauter Stimme: „Christus ist geboren; laßt uns Christum und seine Geburt ehren!“ — Hierauf tritt Einer zum Feuer, schürt das Holz an, bis es knistert und Funken sprüht, und sagt: „So viele Funken, eben so viele Rüsse, Pferde, Ziegen und Schafe — so viele Bauern, eben so viele Bienenschwärme und eben so viel Glück und Wohlergehen!“ Alsdann wirft er etwas kleines Geld in die Asche oder behängt die Thüre mit Blachs, und der Weihnachten endet mit Geschenken und Festlichkeiten. — Einer von den seltsamsten Nationalgebräuchen Serbiens ist die sogenannte Dobola (die ohne Zweifel noch aus der Heidenzeit herrührt). Wenn eine lange Dürre vorfällt, so läßt man einer hübschen jungen Bauerdirne die Kleider ausziehen und sie dermaßen mit Gras, Blumen, Kräutern und Blättern aufspugen, daß selbst ihr Gesicht beinahe verhüllt wird; dann geht sie mit anderen jungen Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren von Haus zu Haus, indem sie ein Lied singt, dessen Refrain eine Bitte um Regen enthält, und an jeder Thüre, wo die Dobola — so nennt man die Hauptperson in dieser Ceremonie — stehen bleibt, wird sie von der Hausfrau mit Wasser besprengt. Diese Sitte bestand früher auch in Ungarn unter den dort anässigen Serben, ward aber von der Geislichkeit verboten."

Die Natur-Schönheiten Serbiens werden von unserem Verfasser mit glänzenden Farben geschildert. Es vereinigt sich in ihnen die wilde Majestät der Alpen mit den sanfteren Reizen Italiens, und selbst die Gipfel der Berge sind mit so freundlichem Grün und so reichen Krüften bedeckt, wie die fruchtbaren Thäler, die zu ihren Füßen liegen. Nichts kann herrlicher seyn als das Gemälde, das sich dem Reisenden von der Spitze des Kopaunik eröffnete. „Ein leichter Wind schreute die zerstreuten Wollen von dem blauen Himmel. Wärmer und wärmer wurden die sonnigen Thäler; je höher wir stiegen, desto großartiger ward die Aussicht. Jede Minute blieb ich stehen und blickte voller Bewunderung um mich — als ich aber den höchsten Piz erreichte, bot sich mir ein wahrhaft prächtiges Schauspiel dar. Ganz Serbien lag zu meinen Füßen ausgebreitet. Da lag das Feld von Koffowo, wo Amurath den Krak Lasar aufs Haupt schlug und das alte serbische Reich begrub. Ich betrachtete einen Augenblick diesen Markstein der europäischen Geschichte, und dem Finger eines alten Landmannes, der uns begleitete, folgend, schaute ich dann nach Osten und erblickte Deligrad — den Schauplatz eines der blutigsten Kämpfe, die der Wiederherstellung Serbiens vorangingen. Die Morawa schimmerte in ihrem weiten Thale wie ein silberner Faden, der sich durch einen grünen Teppich schlängelt, und jenseits erhoben sich im Norden die Berge von Rudnik, während die Gränzen von Bosnien, Albanien, Macedonien und Bulgarien des Panorama beschloffen. „Nogo swet — das ist die ganze Welt!“ sagte der Bauer, der mir zur Seite stand. Es schien mir selbst, daß ein Künstler, der die Scene darzustellen wünschte, wo der Besucher unseren Heiland nach einem hohen Berge entführt und ihm alle Königreiche der Welt zeigt, keine passendere Landschaft finden könne. Der Kopaunik ist nicht hoch — sein Gipfel erhebt sich nur 6000 engl. Fuß über die Meeresfläche; aber er ist so gelegen, daß er dem Auge die Ansicht des ganzen Raumes von Bosnien nach Bulgarien und zum Theil auch von Macedonien bis nach Ungarn gewährt."

Herr Paton erzählt ferner manches Interessante über seinen Aufenthalt in Belgrad, über seinen Besuch in einem griechischen Kloster und seine Unterhaltungen mit den serbischen Ratschmalniks, die sich angelegentlich nach der Gesundheit des „Gospody Wellington" erkundigten. Indessen wollen wir es bei den obigen Auszügen bewenden lassen, da es nicht zu vermuthen steht, daß unsere fleißigen Uebersetzer noch lange zögern werden, das deutsche Publikum mit einem so anziehenden Werke bekannt zu machen.

Spanien.

Antonio Perez und Philipp II.

II.

Vorstellung der Ermordung Escovedo's. — Perez von der Familie desselben verfolgt. — Unentschiedenheit Philipp's II. — Ungnade und Einkeckerung des Perez. — Sturz seiner Partei und Bildung des Ministeriums Granvella.

Escovedo drängte um Truppen und Geld. Er forderte festes Auftreten in den Niederlanden und behauptete namentlich, daß man sich vor Allem der Provinzen Holland und Seeland bemächtigen müsse, weil an ihrem Besitz das Reich gelegen sey; von dort aus und dann erst sollte England erobert werden. Ueber den letzteren Plan schrieb er dem Könige ganz offen und wünschte zu Gunsten desselben die Befestigung eines Hafens von Biscaya. Bei einem so

unternehmenden und verständigen Manne als Escovedo, ist ein solcher Vorschlag begreiflich, nicht aber der von Perez ihm untergeschobene Plan. Indes ließ sich Philipp von Perez betrügen, denn Niemand ist leichter zu hintergehen, als ein mißtrauischer Fürst. Escovedo's rastlose Thätigkeit und seine ehrgeizigen Entwürfe förderten die Verdächtigung; Philipp II. aber, der während der letzten fünfzehn Jahre seines Lebens so viele unfruchtbare Pläne ausbrütete, konnte in den Entwürfen Anderer das wahrhaft Fruchtbringende von dem bloß Phantastischen nicht unterscheiden.

Escovedo schien gefährlich, und man wollte sich deshalb seiner entledigen. Daß der König zum Mord griff, darf uns nicht so sehr überraschen in einer Zeit, in welcher der Mord als ein Recht angesehen ward. Geschichte Casuisten bewiesen dieses Recht augenscheinlich; einige liehen es dem Volke, andere dem Fürsten. Doch traten der König und sein Minister nicht sogleich offen auf, sondern nahmen ihre Zuflucht zu geheimen Mitteln. Perez versuchte den Escovedo mehrmals zu vergiften, ehe er ihn in den Straßen Madrids meuchlerisch anfallen ließ.

Antonio Enriquez, der Page des Perez, ward durch den Haushofmeister desselben, Diego Martinez, in das Geheimniß gezogen und ließ ihm hülfreiche Hand. Zuerst sandte man ihn nach Murcia, um gewisse Kräuter zu suchen, deren Saft von einem Apotheker destillirt wurde und die gewünschte Wirkung thun sollte. Man versuchte ihn an einem Hahne und fand ihn vollkommen unschädlich. Darauf verschaffte man sich ein gewisses Wasser, welches dem bei Perez zu Tisch geladenen Escovedo in den Wein gegossen ward, aber ebenfalls ohne Wirkung blieb. Endlich gebrauchte man ein weißes Pulver, nach dessen Genuße Escovedo zwar krank ward, aber bald wieder genas. Eine Magd Escovedo's ward bei dieser Gelegenheit gekent, weil man sie beschuldigte, das Gift gemischt zu haben.

Endlich ließ man, wiederum durch Vermittelung des Pagen, einige verlässige Männer aus Aragonien kommen und besetzte sie zum Mord. Sie lauerten dem Escovedo auf und erschossen ihn am Abende des Ostermontages, den 31. März. Perez hatte sich, um allen Verdacht zu vermeiden, nach Alcala begeben und brachte dort die Festwoche zu. Die Mörder wurden reichlich belohnt und sogleich aus Madrid entfernt. Zwei kehrten nach Aragonien zurück, die drei anderen erhielten Anstellungen im Heere des Königs, der eine in Mailand, der andere in Neapel, der dritte in Sicilien.

So war jede Spur zur Verfolgung des Verbrechens abgeschnitten; doch täuschte sich die Familie Escovedo's über den Urheber desselben nicht, und Don Pedro Escovedo, der Sohn des Ermordeten, suchte eine Audienz bei dem Könige nach, um die Bestrafung der Thäter zu erreichen. Philipp II. hörte ihn anscheinend mit großer Theilnahme und versprach, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen. Es war ihm zwar nicht unangenehm, zu sehen, daß der Verdacht nicht zugleich auf ihn selbst fiel, jedoch fürchtete er die Folgen einer gerichtlichen Untersuchung. Seine Verlegenheit ward noch vermehrt, als sich der Cabinets-Secretair Matheo Vasquez, schon längst ein geheimer Feind des Perez, der Sache aufs eifrigste annahm und ihm in einem Schreiben auseinandersetzte, daß er es eben sowohl den Ministern als dem ganzen Staate schuldig sey, eine Untersuchung des Verbrechens anzuordnen.

Philipp schlug seine gewohnten Schleichwege ein. Er hörte den Matheo Vasquez gnädig an, theilte dem Perez die Anklagen und Forderungen des Staats-Secretairs und der Familie Escovedo mit, versicherte ihn auf Ehrenwort, ihn nicht zu verlassen, that jedoch nichts, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen. Perez begann den Ausgang zu ahnen und schrieb die dringendsten Briefe an den König, der ihm schöne Worte dafür wiedergab. Endlich verlangte er, da ja alle Mörder entkommen waren und kein Beweis vorlag, vor Gericht gestellt zu werden, doch ohne die Fürstin Eboli. Der König wünschte dagegen, daß er dem Präsidenten von Castilien, Don Antonio de Pazos, Bischof von Cordova, die Ursachen der Ermordung Escovedo's angebe und dieser dann mit den Söhnen Escovedo's und dem Matheo Vasquez sprechen und sie bewegen sollte, von der Verfolgung abzusehen. Der Präsident von Castilien findet Perez, als bloßes Instrument des Königes, unschuldig, versichert dies dem Pedro Escovedo und stellt ihm zugleich die gefährlichen Folgen einer unbegründeten Anklage vor, worauf sich dieser dann auch zufrieden giebt; dem Matheo Vasquez aber giebt er einen strengen Verweis darüber, daß er sich in eine Sache mische, die ihn nichts angehe. Vasquez jedoch beruhigt sich dabei nicht, sondern klistet jetzt einen anderen Verwandten Escovedo's an, dem Könige eine neue Bittschrift einzureichen.

Der König war über das Mißlingen seines Versöhnungsplanes sehr ärgerlich, die Fürstin Eboli beklagte sich zugleich bitter bei ihm, daß er wiederum neuen Verdächtigungen Raum gebe, und der Bruch im Cabinet zwischen Perez und Vasquez ward immer offener. Philipp wollte wiederum Zeit gewinnen, mochte auch den Staats-Secretair Vasquez, auf welchen er viel hielt, nicht gern verlieren und versuchte noch einmal eine Versöhnung zwischen Perez, Eboli und Vasquez herbeizuführen. Perez ahnte, daß sein Sturz nahe sey, und er täuschte sich nicht. Es waren dem Könige unterdes Gerüchte zu Ohren gekommen über das Verhältniß des Perez zur Eboli und über die wahren Ursachen, die man der Ermordung Escovedo's unterlegte, und er glaubte sich jetzt von Beiden im Einverständnis hintergangen. Er beschloß, sich des Perez als eines gebrauchten Werkzeuges und eines glücklichen Nebenbuhlers zu entledigen.

Zuvor aber war es unumgänglich nöthig, einen tüchtigen und verlässigen Stellvertreter für ihn und den eben gestorbenen Los Belez zu gewinnen. Philipp dachte an den Cardinal Granvella. Granvella, einer der geschicktesten Staatsmänner seiner Zeit, war ein Sohn des Kanzlers von Karl V., Mitglied des spanischen Staatsrathes und der älteste nach dem Herzog Alba. Bis

zum Jahre 1564 war er der erste Minister Philipp's in den Niederlanden gewesen, darauf hatte er sich vor dem Haffe der Flämänder aus Brüssel nach Besançon zurückgezogen, war dann zum Vicekönig von Neapel ernannt worden und befand sich damals am römischen Hofe. Philipp schrieb ihm, daß er seines Rathes dringend bedürfe, und forderte ihn auf, schleunigst nach Madrid zu kommen. Perez selbst hatte den Brief contrasignirt, am 30. März, gerade ein Jahr nach dem Tode Escovedo's. Granvella trug Bedenken, bei seinem vorgerückten Alter — er zählte zweiundsechzig Jahre — den ruhigen Aufenthalt zu Rom noch einmal mit dem Gewühl eines ränkevollen Hofes, unter einem Volke, das die Fremden haßte, und bei einem finsternen, unentschlossenen und wankelmüthigen Könige zu vertauschen und die schwere Last einer so ausgedehnten Regierung zu übernehmen, folgte jedoch dem Rathe des Papstes Gregor XIII. und reiste am 16. Mai von Rom ab, begleitet von Don Juan Idiaquez, den Perez als einen zu fürchtenden Nebenbuhler stets sorgfältig von der Staats-Kanzlei fern gehalten hatte. Am 28. Juli 1579 kam er in Madrid an.

Die Fürstin Eboli hatte endlich eingesehen, daß eine Versöhnung mit Basquez räthlich wäre, und auch den Perez dazu bewegen, der diesen seinen Entschluß dem Könige am 29. Juli anzeigen wollte. Aber noch am Tage der Ankunft Granvella's, am 28. Juli des Abends um 11 Uhr, ward er unter dem Vorwande, sich der Versöhnung beharrlich widersetzt zu haben, von dem Hof-Alkalde Alvaro Garcia de Toledo plötzlich verhaftet. Dasselbe Schicksal erfuhr die Fürstin Eboli, die nach der Festung Pinto abgeführt ward.

Mit diesem Schlage war die Herrschaft der von dem Fürsten Eboli gegründeten politischen Partei vernichtet. Diese Partei hatte die Angelegenheiten der spanischen Monarchie länger als zwanzig Jahre in ziemlich mildem Sinne geleitet. Sie hatte allmählig ihr kluges und geschicktes Haupt, Ruy Gomez, ihren jungen und gefeierten Heerführer, Don Juan d'Austria, endlich ihren letzten sicheren Halt, den Marquis de Los Velaz, verloren. Die Spaltungen in ihrem Innern selbst vollendeten ihren Sturz. Die Partei, welche ihren Platz einnahm, gab der Regierung Philipp's II., indem sie dem ungestümen Orange der Zeiten folgte, ja ihn selbst noch verstärkte, eine neue Richtung. An der Spitze der neuen Verwaltung standen Granvella (aus der Franke-Comté), der Biscayer Idiaquez und der Portugiese Christoval de Moura. Granvella übernahm sogleich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und führte sie bis zu seinem im Jahre 1586 erfolgten Tode. Idiaquez ward an Perez' Stelle Secretair des Despacho universal, Moura besorgte die inneren Angelegenheiten.

Diese Minister, zu denen noch der Günstling des Königs, der Graf von Echinchon, kam, trieben aus übermäßigem religiösem Eifer, oder aus blindem Gehorsam, oder aus unüberlegter Vorliebe für außerordentliche Unternehmungen und heftige Maßregeln das System Philipp's II. auf die Spitze und schwächten die spanische Monarchie auf immer, indem sie sie übermäßig zu vergrößern gedachten. Die Aussetzung eines Preises von 30,000 Thalern auf den Kopf des Prinzen von Oranien; die Anzettlung heimlicher Conspirationen gegen die Königin Elisabeth; die Besetzung Portugals durch den wieder an den Hof berufenen Herzog Alba; die Austrüstung der berühmten Armada gegen England; die Bildung und Unterstützung der heiligen Ligue in Frankreich, um sich mit Hilfe der katholischen Partei dieses Landes zu bemächtigen: bezeichneten den Anfang und erfüllten den Verlauf dieser Verwaltung, die bis zum Tode Philipp's II. dauerte.

III.

Wachsame Strenge und Schonung Philipp's gegen Perez. — Perez wegen Bestechung verurtheilt. — Prozeß über den Mord Escovedo's. — Perez auf der Flucht. — Seine Flucht nach Aragonien.

Perez blieb vier Monate unter der Bewachung des Hof-Alkalde^{*)}, doch ward der Anfang des Prozeßes nicht beschleunigt. Der König ließ vielmehr der Juana Coello am folgenden Tage versichern, daß ihr Gemahl keine Gefährdung der Ehre noch des Lebens laufe, sondern nur wegen des Streites mit Basquez vorübergehend festgehalten werde, und erklärte zu gleicher Zeit dasselbe in Beziehung auf die Haft der Fürstin Eboli, als ihre Verwandten, der Herzog von Infantado und der Herzog von Medina-Sidonia, ihn um Aufklärung über dieselbe ersuchten.

Die Haft des Perez war nicht besonders streng; der Beichtvater des Königs besuchte ihn und äußerte wie im Scherz: „Eure Krankheit ist nicht tödtlich“; auch seine Kinder durften zu ihm kommen. Doch ertrug er den Verlust der königlichen Günstigkeit sehr schwer; die niedrige Haft, die Langeweile, die Unmöglichkeit, sich zu rächen, kamen dazu und beugten ihn so weit nieder, daß er krank ward. Darauf ward ihm die Rückkehr in sein Haus gestattet, und als er nach acht Monaten auf den Wunsch des Königs versprach, aller Feindschaft gegen Basquez zu entsagen, ward auch die Wache zurückgezogen. Er erhielt ferner die Erlaubnis, spazieren zu gehen, der Messe beizuwohnen und selbst Besuche zu machen, durfte aber keine bei sich empfangen.

Im Jahre 1580 war Philipp II. nach Portugal gegangen, weil er nach dem Tode Heinrich's III., des letzten legitimen männlichen Sproßlings der burgundischen Linie, wegen seiner Mutter Elisabeth, als der Schwester des verstorbenen Königs und ältesten Tochter König Emanuel's, sich als rechtmäßigen Erben des Landes betrachtete. Perez hatte schon mehrere Versuche gemacht, seine vollständige Freiheit wieder zu erreichen. Jetzt sandte er in derselben

Absicht den Vater Mengipho und nach ihm seine eigene Frau zum Könige nach Portugal. Als Philipp dies erfuhr, befohl er dem Alcalde Tejada, die Frau festzunehmen. Der Alcalde führte seinen Auftrag auf offener Straße so rücksichtslos aus, daß die im achten Monate schwanger gehende Frau vor Schreck abortirte. Nichtsdestoweniger mußte sie ein vollständiges Verhör bestehen, und jener kehrte triumphirend mit dem Protokoll nach Lissabon zurück. Als er aber im vollen Beamtengewusseyen dem Könige die wichtigen Papiere überreichte und dieser sie ohne ein Wort zu sagen ergriff und ungelesen ins Feuer warf, erschrak er seinerseits so gewaltig, daß er davon auf Lebenszeit Nervenzufälle erhielt. Philipp ließ nun der Juana Coello durch den Vater Mengipho anbieten, daß sie sogleich wieder heimreisen solle, versicherte ihr aber zugleich auf sein königliches und ritterliches Wort, daß er alsbald nach seiner Ankunft in Madrid Befehl geben werde, die Sache ihres Gemahls vorzunehmen.

Es geschah nicht. Perez war übrigens durch sein Unglück nicht klüger geworden, sondern machte fortwährend sehr große Ausgaben und ein glänzendes Haus. Seine Feinde benutzten diesen Umstand, um den König zu veranlassen, daß eine Untersuchung über seine Treue und Unbescholtenheit als Minister ange stellt werde. Der Präsident des Finanzrathes, Rodrigo Vasquez de Arce, ward vom Könige mündlich mit derselben beauftragt und begann sie mit geheimen Verhören. Die erste Untersuchung fiel für Perez sehr ungünstig aus. Die Aussagen der sehr angesehenen Zeugen bewiesen die Käuslichkeit und Verschwendung des ehemaligen Ministers und seine enge Verbindung mit der Fürstin Eboli. Es ergab sich, daß sein Vater, Gonzalo Perez, ihm nichts hinterlassen, und daß sein Vermögen und sein Haushalt die Einkünfte seines Amtes bei weitem überstiegen hätten. Der Erzbischof von Sevilla, der eine mäßiger Angabe machte, als die Uebrigen, schätzte seine jährlichen Ausgaben auf funfzehn bis zwanzig Tausend Dukaten. Ferner ward dargehan, daß er jährlich von Andreas Doria für die Vertretung seiner Interessen beim Könige eine bedeutende Summe erhalten habe, und eben so von den übrigen Fürsten Italiens und gelegentlich von Allen, die bei Hofe etwas suchten, weil sie es auf diese Weise sicherer und billiger erlangten, als durch einen langen und kostbaren persönlichen Aufenthalt in Madrid.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Fähigkeiten und Sitten der Eskimo's.^{*)}

Es sind über die Eskimo's sehr viele Unwahrheiten in Umlauf, die eine strenge Sichtung verdienen. Sie rühren meistens von Reisenden her, die, wie Charlevoix, Thorsin, Eggede und Andere, durch ihr schlechtes Betragen die Eingebornen in Grönland und Labrador dazu gereizt haben, sich von ihrer ungünstigen Seite zu zeigen. Neuere Beobachter ertheilen sowohl der moralischen Bildung als den geistigen Fähigkeiten dieses Volkes vieles Lob.

Der Capitain Cartwright sagt in seinem Tagebuche: „Die Eskimo's von Labrador sind das sanfteste und gelehrigste Volk, das ich je gesehen habe; ich würde mein Eigenthum und meine Person den Individuen dieser Nation weit eher anvertrauen, als denen irgend einer anderen.“ Dasselbe Zeugnis giebt Sir Edward Parry den Bewohnern der Halbinsel Melville, obgleich wiederum nicht zu leugnen ist, daß diese, ungleich ihren Stammgenossen, die Alten und Kranken, ihres Romadenlebens wegen, sehr hart behandeln.

Was die geselligen Verhältnisse der Eskimo's betrifft, so berichten die Neueren, daß sie fast überall Ehrerbietung gegen ältere Verwandte, Liebe gegen Frau und Kind und Zärtlichkeit und Milde gegen die Hausthiere gefunden haben. Capitain Lyon war erstaunt über das gute Einverständnis, in welchem die Familien mit einander leben, und ihre ewig gute Laune. Die Rache kennen sie kaum, und Schmerz, Hunger und Kälte vermögen ihren Gleichmuth nicht zu stören. Gegen Fremde benehmen sie sich ganz christlich, und man kann sagen, die Gastfreundschaft ist ihre vorherrschende Tugend, wie der kleine Diebstahl ihr Hauptlaster ist. Wenn sich ein Fremder ihren Wohnungen nähert, wird ihm ein Individuum aus dem Stamme entgegen geschickt, das sein Gepäck trägt, ihm den Weg zeigt, ihm über gefährliche Passagen hilft und, so lange sein Aufenthalt dauert, nicht von seiner Seite weicht. Kommt der Reisende in eine Hütte, so beeilen sich die Frauen, ihm trockene Stiefeln und, wenn es nöthig ist, Kleider aus Fellen zu bringen. Dann führt man ihn auf den Ehrenplatz, der in einer Art Sessel mit einem Ueberzuge aus Hirschfell besteht. Sind seine Kleider beschädigt, so macht man sich auf der Stelle daran, sie auszubessern, und hat der Wirth in seiner Hütte kein Bett übrig, so tritt er dem Fremden das seinige ab und bleibt so lange mit seiner Frau wach, als der Reisende ruht. Eine arme alte Frau, in deren Wohnung Sir Edward Parry eine Nacht zubrachte, überließ ihm ihr Bett, machte ihm aus einem Hirschfelle ein Kopfkissen und brachte die Nacht vor ihrer Lampe sitzend zu.

Was die Neigung der Eskimo's zum Stehlen betrifft, so sind sie gegen einander immer ehe lich, auch gegen die Fremden, wenn sie sie erst kennen lernen, hören aber auf, es zu seyn, sobald sie länger mit ihnen bekannt sind. Sie stehlen übrigens auf sehr plumpe Weise und bei weitem nicht Alle, denn unter zweihundert Eingebornen der Halbinsel Melville fanden die Capitaine Parry und Lyon nur drei freche Diebe.

^{*)} Es gab vier Hof-Alkalde, welche die bürgerliche Gerichtsbarkeit auf fünf Meilen in der Runde und die weltliche durch ganz Castilien übten.

^{*)} Nach einer Vorlesung Richard King's in der Londoner ethnologischen Gesellschaft.

Es ist bekannt, daß man den Eskimo's mit den Peschera's und Pottentotten das geringste geistige Vermögen zuerkennt. Folgende Citate mögen diese Verleumdung gegen die Eskimo's wieder gut machen. Parry sagt von einem Knaben und zwei niedlichen Mädchen auf Melville: „Wir überzeugten uns bald, daß eine gute Erziehung diese Kinder mit uns auf gleiche, vielleicht noch auf eine höhere Stufe bringen würde.“ Sauer erzählt von einer Frau aus der Gegend der Prinz-William's-Bai, daß sie im Laufe eines Jahres die russische Sprache vollständig erlernt habe. Die Eskimo's bedienen sich bei ihren Unterredungen mit Fremden vieler Zeichen und Gebärden, die ihre Gedanken sehr gut ausdrücken. So wollten die Anwohner der Bai von Schismareff dem bekannten Kogebue die Zeit angeben, binnen welcher er an einen gewissen Hafen gelangen würde, und einer von ihnen machte folgende Pantomime: Er setzte sich auf die Erde, ahmte die Bewegungen des Ruderns nach, unterbrach sich, stützte den Kopf auf die Hand und schloß die Augen, dann ruderte er wieder und wiederholte dies Manöver neunmal, so daß Kogebue wußte, daß er in neun Tagen den gewünschten Punkt erreichen würde. — Der Capitain Beechy verlangte von einem Eingebornen eben dieser Gegend Nachweisungen über die nahegelegende Küste. Der Wilde machte sich auf folgende Weise verständlich: Er zog mit einem Stocke eine Linie durch den Sand, um die Küste zu bezeichnen, und machte von Distanz zu Distanz auf derselben einen Querstrich, um die Zahl der Tage anzugeben, die zur Fahrt erforderlich waren. Die Hügel und Gebirgszüge stellte er durch Sandhäufchen oder Steine dar, und die Inseln, je nach dem Verhältnis ihrer natürlichen Größe, durch größere und kleinere Hügelchen von Kieselsteinen. Nachdem diese Hauptumrisse gegeben waren, bezeichnete er jedes Dorf und jede Fischerei durch Stäbchen, die er kreisförmig in den Sand steckte, wie es diese Völker im Großen machen, wenn sie irgendwo ein Dorf anlegen wollen. So gut, als sie sich verständlich machen, verstehen sie auch die Zeichen, die ihnen von den Fremden gemacht werden.

Die Eskimo's haben eine besondere Neigung, die Bewegungen und Gewohnheiten der Europäer nachzuahmen, und sie thun dies mit einem höchst komischen Ernste. Man sagt, es sey nichts spaßhafter, als die Eskimo-Frauen zusammensitzen und sich Klatschereien erzählen zu sehen. Sie ahmen dann Stimme und Manier der Personen, von denen sie sprechen, täuschend nach und mischen in ihre Erzählungen auf Kosten der Abwesenden in Wahrheit satirische Scherze. — Was ihre Anlage zu den Handfertigkeiten der Europäer betrifft, so genügt es, zu erwähnen, daß einige Eskimo's den sie besuchenden Capitainen Beweise von vielem Talent zum Zeichnen abgelegt haben.

Außer bei den Grönländern, die physisch und moralisch gegen ihre Stammgenossen zurückstehen, werden die Frauen bei den Eskimo's weit besser behandelt, als es im Allgemeinen bei den Wilden zu geschehen pflegt. Es kommt häufig vor, daß Verwandte ihre Kinder schon in sehr frühem Alter mit einander verloben. Dieselben heiraten sich dann, wenn das Mädchen eine Wirtschaft zu führen und der junge Mann eine Familie zu ernähren im Stande ist, d. h. gewöhnlich in dem Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren. Erstickt kein solcher Vertrag, so sucht sich der heiratsfähige Mann unter seinen Bekanntschaften eine Frau aus, ohne viel auf ihr Äußeres zu sehen. Im Allgemeinen nehmen junge Männer auch junge Mädchen, während die älteren bejahrtere Witwen vorziehen, weil dieselben als geschicktere Wirthinnen und aufmerksamere Gattinnen betrachtet werden. — Die Hochzeitsgebräuche sind sehr einfach. Der junge Mann erklärt seiner und der Braut Familie seine Neigung. Ist sein Verlangen angenommen, so begiebt er sich alsbald in die Wohnung der Braut, um sie zu entführen. Fühlt er sich allein nicht stark genug, so nimmt er drei alte Frauen mit, die das Mädchen in das Haus des Bräutigams bringen. Das ist aber nicht so leicht, denn wie groß auch die Neigung der Braut zu ihrem Bewerber seyn mag, so ist es doch ihre Pflicht, gerade das Gegentheil zu behaupten und mit allen Kräften den Anerbietungen der Abgesandten zu widerstehen, wenn sie nicht, als eine Unbescheidene, verachtet werden will. Nach einem hinlänglichen, aber klugen Widerstande giebt sie endlich nach und läßt sich in das Haus ihres Gatten führen. Dort beginnt eine neue Scene. Das Mädchen flüchtet sich in einen Winkel der Hütte, setzt sich auf eine Bank, löst ihre Haare, bedeckt das Gesicht mit einem Schleier und bleibt scheinbar taub gegen alle Ueberredungs-Versuche ihres Mannes. Hat diese Weigerung die übliche Zeit gedauert, dann steigt gewöhnlich die Beredsamkeit des Gatten, und die Hochzeit geht ohne fernere Schwierigkeit von Statten. Jener Widerstand ist indeß nicht immer Verstellung, denn manche Mädchen fallen wirklich dabei in Ohnmacht, andere stiehn in die Berge, noch andere gehen so weit, sich die Haare abzuschneiden, was so viel sagen will, als bei uns: den Schleier nehmen, denn sie verdammen sich dadurch zur ewigen Ehelosigkeit, wie sehr sie auch später wünschen möchten, sich zu verheiraten.

Bei den Eskimo's ist die Vielweiberei Sitte; aber man sieht sie sehr selten mehr als zwei Frauen nehmen. Auch heiraten sie die zweite gewöhnlich nur, wenn sie von der ersten keine Kinder haben. Die Frauen genießen übrigens dasselbe Recht. Sir John Ross sah zwei Brüder, die zusammen nur eine Frau hatten. — Die Frauen werden, wie wir bereits oben sagten, sehr mild behandelt. Selten erheben die Männer die Hand gegen sie, legen ihnen keine schwere Arbeit auf und bewilligen ihnen so viel Gewalt im Hause, als sie selbst besitzen. Trotz ihres Pfliegma's zeigen die Eskimo's oft eine wahre Zärtlichkeit gegen sie, und man sieht nicht selten zwei Ehegatten ihre Nasen gegen einander reiben, was bei ihnen so viel bedeutet, als bei uns das Küssen. — Zuweilen weisen die Eskimo's ihre Frauen aus dem Hause, doch gewöhnlich nur,

wenn sie von ihnen keine Kinder bekommen. Die Ceremonie der Scheidung ist sehr einfach. Der Herr jener nordischen Gegenden wirft einen Blick des Jorns auf seine Hälfte und geht aus dem Hause. Die Arme weiß alsbald, daß sie in Ungnade verfallen ist, schnürt ihr Bündel und kehrt, ohne eine Wort zu reden, zu ihren Verwandten zurück. Desier adoptiren die Eskimo's, anstatt sich von ihren unfruchtbaren Frauen zu trennen, die Kinder anderer, jedoch meist nur Knaben, weil der Adoptiv-Vater von diesen allein in seinem Alter Pflege und Ernährung erwarten kann. Aus diesem Grunde ist auch eine Witwe, wenn sie nur Kinder hat, nicht in der geringsten Verlegenheit, einen zweiten Mann zu bekommen. Sie bieten sich ihr von selbst an; ja sie kann, wenn sie in der neuen Ehe keine Kinder hat und ihrem Manne nicht besonders zugezogen ist, denselben, sobald sie will, verlassen, denn der Gebrauch des Landes giebt ihr das Recht, über den Erwerb ihrer Kinder nach ihrem Belieben zu schalten.

Die Kinder werden so zärtlich bei den Eskimo's behandelt, als dies nur in Europa geschieht. Sie sind aber auch höchst gehellig und gehorsam und haben nichts von der Böswilligkeit und dem Eigensinn, den wir so häufig bei den unfrühen finden. Sobald ein Knabe Fuß und Hand gebrauchen kann, giebt ihm der Vater einen kleinen Bogen und lehrt ihn, nach einem Ziele schießen. Ist er zehn Jahr alt, so erhält er einen Kahn und lernt rudern, schwimmen, fischen und jagen. Zwischen funfzehn und sechzehn Jahren geht er mit dem Vater auf den Robbenfang, und das erste dieser Thiere, das er erlegt, giebt Gelegenheit zu einem großen Festessen für Familie und Nachbarn. Während des Mahles muß der junge Held seine That und die Kunstgriffe beschreiben, mit deren Hilfe er sie vollbracht hat. Die Gäste bewundern seine Gewandtheit und seinen Muth, versichern, daß sie nie ein besseres Robbenfleisch gegessen, als diesmal, und von diesem Tage an suchen ihm die Matronen der Familie eine Frau aus.

Die Mädchen thun bis zu ihrem vierzehnten Jahre nichts, als singen, tanzen und plaudern, kaum daß man von ihnen verlangt, Wasser zu tragen, oder ein jüngeres Kind zu warten. Von dem vierzehnten Jahre aber lernen sie nähen, kochen, Felle zubereiten und rudern; in Grönland müssen sie sogar die Häuser bauen helfen. Verlieren sie ihren Vater, so müssen sie sich irgendwo als Mägde vermieten, und zeigen sie sich dabei nicht geschickt, so laufen sie Gefahr, keinen Mann zu bekommen. — Die Eskimo's glauben an ein künstliches Leben und haben Sagen von der Erschaffung der Welt und der Sündfluth. Einen eigentlichen religiösen Kultus besitzen sie nicht. Die Todten werden in ihren besten Kleidern aus dem Hause getragen, aber nicht durch die Thür, sondern durchs Fenster. Die Personen, die ihnen die letzte Ehre erweisen, ziehen sich dazu Handschuhe an und verstopfen sich die Nase mit Haaren. In Grönland legt man neben das Grab eines Kindes einen Hundskopf, der die bösen Geister abwehren soll. Die Trauer besteht in der Enthaltung von allen Freuden und einer nachlässigen Kleidung.

Mannigfaltiges.

— Ausländisches Schlachtvieh und Korn in England. Die beste Widerlegung der englischen Korn-Monopolisten, welche die Besorgniß hegen oder vielmehr äußern, daß es um die Agrikultur Englands geschehen seyn würde, wenn ausländisches Getraide zu allen Zeiten gegen einen mäßigen Zoll zugelassen würde, befindet sich in den englischen Blättern selbst. Diese bringen nämlich eine vergleichende Uebersicht der Stücke ausländischen Schlachtviehs, das in den ersten sieben Monaten der letzten drei Jahre nach England gebracht wurde. Hiernach wurden eingeführt:

	1843.	1844.	1845.
Ochsen und Stiere	509	957	4789
Rühe	223	402	2432
Kälber	28	37	269
Schafe	118	164	1936
Lämmer	4	9	49
Schweine	198	176	311
	1080	1745	9786

Die Einfuhr ist also von 1080 Stück in den ersten sieben Monaten des Jahres 1843 bis auf 9786 Stück in demselben Zeitraum des laufenden Jahres, also auf das Ahsfache gestiegen. Allerdings ist dies in Folge der Maßregel geschehen, durch welche der Einfuhrzoll auf ausländisches Schlachtvieh in England bedeutend herabgesetzt wurde, aber nicht allein haben sich die bedrohlichen Ankündigungen, daß durch die ausländische Konkurrenz die englische Viehzucht leiden, ja wohl gar zu Grunde gehen würde, nicht bestätigt, sondern die englischen Agrikulturisten geben selbst zu, daß die einheimische Viehzucht sich niemals in einem gedeihlicheren und einträglicheren Zustande befunden, als eben jetzt, wo das Ahsfache dessen eingeführt wird, was vor zwei Jahren vom Auslande kam. Die Nug-Anwendung auf das Getraide scheint ziemlich nahe zu liegen. Allerdings würde, wenn man einen bestimmten niedrigen Zoll auf das Getraide legte, dasselbe vom Auslande mehr eingeführt werden, als bisher, aber die Consumtion würde sich so vermehren, daß mit der größeren Sättigung des Volkes überhaupt auch das Wohlfeyn der Agrikulturisten nur steigen könnte.